

JOHANNES KAMINSKI: Lives and Deaths of Werther. Interpretation, Translation, Adaptation in Europe and East Asia

Oxford: Oxford University Press, 2023. 272 pp. ISBN 978-0-19-726755-4

DOI: 10.31577/WLS.2025.17.2.10

© Institute of World Literature

Slovak Academy of Sciences

© Paul Keckelis 2025

Licensed under CC BY-NC-ND 4.0

In der Frage, welcher der am literarischen Prozess beteiligten Instanzen – dem Autor, dem Leser, dem Text – die größte Aufmerksamkeit gebühre, haben die Philologien verschiedene Priorisierungen wiederholt durchgespielt. Johannes Kaminskis Studie über die Geschichte der produktiven Rezeption von Goethes *Werther* lässt hingegen vermuten, dass die bessere Antwort darin liegen könnte, in allen diesen Instanzen nach dem Plural zu suchen: Es gibt nicht den einen *Werther*, sondern viele; Goethe ist nicht sein alleiniger Autor, er ist nur der erste; und *Werther* gehört nicht den Deutschen, er ist auch Franzose, Italiener, Chinese und Japaner.

Umberto Eco konzipiert das Verhältnis zwischen Text und Leser in seinen interpretationstheoretischen Schriften als Kooperation, die darauf gerichtet sei, dem Text zu seinem Gelingen zu verhelfen; jeder Text, so schreibt Eco in *Lector in fabula*, adressiere seinen „idealen Leser“ nicht allein in der „Hoffnung“, dass ein solcher Leser „existieren möge“, sondern vollziehe selbst jene „Bewegungen [...], innerhalb derer sich jener konsituiieren kann“ (1987, 68; übers. von Heinz-Georg Held). Auch Kaminskis Arbeit – sie nimmt auf Eco eingangs Bezug – liegt ein solcher Begriff der Kooperation (jedenfalls implizit) zugrunde, sie dehnt ihn aber auf den Prozess der Übersetzung und Adaption aus. Diese besonders intensiven Formen der interpretativen Zusammenarbeit zwischen dem *Werther* und Autoren wie Ugo Foscolo, Guo Mouro oder Yu Dafu, um hier nur drei zu nennen, die Goethes Text umgeschrieben haben, stehen im Mittelpunkt der Studie.

Kaminski charakterisiert das reiche Echo *Werthers* in der Weltliteratur aber nicht als Ergebnis fragwürdiger Aneignungsprozesse im Schatten eines „Originals“, sondern als „transtextuelle Begegnungen“ (222), im Zuge derer sich jeweils andere Bedeutungspotentiale des Stoffs, von denen der Ausgangstext mitunter noch kaum etwas wissen konnte, in den Vordergrund schieben: „*Werther* rose to the occasion when German readers consulted the book: first by encouraging tearful sentimentalism amid a wave of bourgeois self-exploration, then by transforming into a negative foil to highlight the maturity of Goethe. In the same vein, *Werther* also rose to the occasion when Italian and Chinese writers drew on the book to articulate revolutionary patriotism and when French Romantics and Japanese modernists explored a thanatological perspective on human existence. *Werther* is different *Werthers*, but not everywhere at the same time“ (221).

Um diese Vielheit *Werthers* herauszuarbeiten, verfolgt die Studie die produktive Rezeption des Textes in Europa und Ostasien, vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis ins 20. Jahrhundert hinein. Ihre komparatistische Ausrichtung spiegelt die Forschungsbiographie ihres Verfassers, der als Germanist im Diskurs der deutsch- und englischsprachigen Goethe-Philologie verankert ist, als Sinologe aber auch die ostasiatischen Werthervarianten aus erster Hand kennt. Neben dieser Polylingualität liegt eine besondere Stärke der Arbeit darin, wie sie textimmanente Beobachtungen mit der werkpolitischen Dimension der Texte und ihren verschiedenen

sozialhistorischen und kulturellen Kontexten verknüpft; *Werther* erscheint so als Text, der nicht auf eine bestimmte Funktion reduziert werden kann, dessen besondere Fähigkeit gerade darin besteht, „mehrere diskursive Ebenen gleichzeitig zu bewohnen“: „Its sympathetic account of unfulfilled love can flip and transform into, say, a proxy for the socio-political problems that merely sublimate into romantic love. Perhaps most irritating to those who are sympathetic to sensitive and romantic Werther, some readers even suggested that the novel advances the idea that self-destruction is the only true moment of liberation. *Werther* contains multitudes“ (15).

Mit ihrem Fokus auf die Relation zwischen dem „Original“ und seinen Übersetzungen und Adaptionen begibt sich die Studie, das dürfte bis hierin bereits deutlich geworden sein, auf ein (nicht nur) terminologisch schwieriges Terrain; ob es sich dabei um stark hierarchische oder radikal symmetrische Beziehungen handle, ist eine der großen ideologischen Fragen der Philologien. Kaminski lässt sich auf diese Dichotomie nicht verpflichten und versucht stattdessen, das methodologische Dilemma in einer ausführlichen theoretischen Reflexion offenzulegen. Zwar entzieht er dem Original die Autorität einer unhintergehbaren Instanz, dagegenüber seine „transtextuellen Sprösslinge“ notwendig mangelhaft erscheinen (6); zugleich versucht er dem „postmodernen anything goes“ (45) zu entgehen, indem er zeigt, wie Pluralität in der Figur des zaudernden Werthers selbst angelegt ist, wie Goethes Ausgangstext für die verschiedenen Realisationen *Werthers* in der Weltliteratur in besonderer Weise prädestiniert scheint.

An dieser theoretisch prekären Stelle schlägt Kaminski, um den Prozess der Transformation des Ausgangstexts im Zuge seiner Übersetzung und Adaption zu fassen, die Metapher der Pflanzenveredelung, des Pfropfens vor. Er knüpft damit nicht nur bei Jacques Derrida an, der den Vorgang des „Herausnehmens und des zitathafsten Aufpfropfens“ in „Signatur Ereignis Kontext“ ([1972] 2001, 32; übers. von Werner Rappel)

zur grundlegenden Operation jeden Gebrauchs von Sprache erklärt hatte; Kaminskis Vorschlag der Übertragung auf den Prozess des Übersetzens und Adaptierens ließe sich auch an den Literaturexkurs im *Tristan* des Gottfried von Straßburg rückbinden, in dem Heinrich von Veldeke dafür gelobt wird, inspiriert vom Quell des Pegasus, als erster auf Deutsch gedichtet zu haben: „er inpfete daz erste rîs / in tiutischer zungen“ (1980, V. 4738 f.; nach dem Text von Friedrich Ranke neu hrsg., ins Neuhochdeutsche übers. von Rüdiger Krohn) – „impfen“ bezeichnet im Mittelhochdeutschen ein verwandtes Verfahren, bei dem im Unterschied zum Pfropfen aber kein ganzer Zweig, sondern nur eine Knospe auf den Wurzelstock übertragen wird. Mit dem Dreischritt Auswahl des Wurzelstocks, Eliminierung unvereinbarer Elemente und schließlich Hinzufügung eines Sprosses erweise sich die „epistemische Metapher“ (16) des Pfropfens, so Kaminski, als geeignetes „Werkzeug“ (223), um das Spannungsverhältnis zwischen dem Original und seinen Adaptionen genauer zu bestimmen; ein weiterer Vorzug der Metapher liegt darin, ein Bewusstsein davon zu transportieren, dass jede Aktualisierung eines Textes notwendig auch von Verlusten begleitet wird: „Literary grafting, it must be pointed out, does not open the door to infinite possibilities. Most of the time, the text remains sterile until a socio-historical and cultural matrix emerges to facilitate another round of rereading and rewriting. Each element of the triad of grafting – selection of the rootstock, elimination of incompatible elements and addition of a scion – requires readers to let go of established modes of interpretation“ (221).

In „Joys and Sorrows of Interpretation“, dem ersten der vier Kapitel des Buches, wird – immer mit Blick auf den *Werther* – zunächst also ein interpretations- und übersetzungstheoretisches Fundament gelegt, danach werden fünf historische Varianten der Pfropfung des Textes unterschieden: Ironie, Überidentifikation, Rebellion, Transzendenz und Masochismus. Durch Nachweis dieser Tendenzen in einzelnen Passagen wird her-

ausgearbeitet, dass diese Bedeutungspotentiale im Ausgangstext selbst schon angelegt sind, in den *rereadings* und *rewritings*, die im Mittelpunkt der folgenden Kapitel stehen, aber jeweils akzentuiert werden. Schon hier deutet sich ein zentrales Verdienst der Studie an: Aus der programmatischen Entscheidung, diese Übersetzungen und Adaptionen nicht als defizitäre Texte zu diskutieren, entsteht das Vermögen, anders auch über den Ausgangstext zu sprechen: „Outside German-speaking countries, this flexibility allowed Werther to undergo transformations that were unthinkable among his readers at home“ (68).

Das zweite Kapitel, „The Translator, Translated“, nimmt diese Intuition mit dem Begriff der „Transluzenz“ erneut auf. T. S. Eliot hatte Ezra Pounds *Cathay*-Übersetzungen, die ohne Kenntnisse des Chinesischen und nur auf Grundlage der vorliegenden mangelhaften Übersetzungsversuche des amerikanischen Japanologen Ernest Fenollosa erfolgten, aber dennoch als besonders gelungen gelten, als „translucencies“ (113) bezeichnet; angelehnt an die Idee einer solchen „mystical oneness“, die sich über den Abstand zwischen Ausgangs- und Zieltext hinwegzusetzen vermag, zeigt Kaminski, wie die frühesten Übersetzungen Goethes späteren Versuch vorwegnehmen, die bei den zeitgenössischen Leser*innen etablierte Gleichsetzung von Autor und Figur durch Umarbeitungen für die zweite Fassung von 1787 zu erschweren. Häufiger scheint den Übersetzungen und Adaptionen aber ein ausgeprägtes Bewusstsein für die linguistische Differenz zwischen Ausgangstext und Zielsprache zugrunde zu liegen. Im Fall Guo Mouro beobachtet Kaminski im Vergleich zu Goethes Text eine auffallende stilistische Homogenisierung: „Defying notions of translational humility, Guo did not aim at imitating Werther in Chinese in a way that would require him to diversify his register. Instead, he regarded the text as a canvas for his own poetic style. In fact, the stylistic blur between Goethe, Klopstock and Ossian results from Guo's own style“ (108). Die intralinguale

Kontextualisierung von Guos *Werther*-Appropriation legt neben dieser werkpolitischen Dimension aber noch einen weiteren Interpretationshorizont frei: Im Verhältnis sowohl zum Ausgangstext als auch zu Guos vielfach wiederaufgelegter Übersetzung charakterisieren sich spätere Adaptionen, etwa jene von Qian Tianyou, durch eine deutlich herabgestimmte Expressivität, die der volkssprachlichen Entwicklung des Chinesischen korrespondiert und sich, wie Kaminski in Rückübersetzungen ins Englische nachweisen kann, bis in die Interpunktion manifestiert (111 f.).

Ausgangspunkt des dritten Kapitels, „Revolutionary Afterlives“ bildet die Beobachtung, dass die revolutionären Werthers der 1920er und 30er Jahre, die in der Folge der chinesischen *Bewegung des 4. Mai* sowie der koreanischen *Bewegung des 1. März* entstanden sind, in deutlichem Widerspruch zur dominanten deutschsprachigen Rezeptionslinie stehen. Als Voraussetzung für die revolutionäre Rekonfiguration des Textes identifiziert Kaminski eine Reihe von Umdeutungsmomenten, etwa in Bezug auf die Einordnung von Werthers Suizid: So habe der junge Mao Zedong den Suizid in seinen frühen journalistischen Texten noch als legitime Form des Protests gegen inhumane Lebensumstände gewertet; das leidende Individuum, so Kaminski am Beispiel von Yu Dafus *Sinking*, werde mit Würde bedacht, indem sein Leiden immer auch als Effekt gesellschaftlicher Bedingungen gedeutet wird (157). Dass die chinesischen und koreanischen Werther-Appropriationen damit ausgerechnet zu Friedrich Engels, der Werther noch einen „schwärmerischen Tränensack“ (119) genannt hatte, in Widerspruch treten, ist jedenfalls eine kleine ironische Pointe der Globalgeschichte der deutschen Literatur.

Das vierte Kapitel „Thanatological Revénants“ knüpft hier an und zeigt mit Blick auf die französische Romantik, etwa am Beispiel von Chateaubriands *René* (1802) und Senancours *Obermann* (1804), wie die melancholischen und selbstzerstörerischen Züge Werthers in diesen Texten noch wei-

terentwickelt werden, Liebe und Tod noch näher zusammenrücken. Auch für die japanischen *rewritings* erweist sich Werthers Pessimismus als zentrales Motiv, wird aber erneut umgedeutet (180). Kamei Katsuchirōs verwebt die thanatologischen Aspekte des *Werther* in seiner Monographie *Die Erziehung des Menschen – ein Versuch über Goethe* (1937) mit dem japanischen Kulturerbe und interpretiert Werther als Figuration der Ahnung, wonach „der schönste Moment im Leben – das ist: die Liebe – in der Nähe des Todes“ erblühe (170). In Übereinstimmung mit einer Reihe japanischer Adaptionen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts attestiert Kamei Goethes Figur eine radikale Einsicht in das Wesen des Daseins; anders als in China oder Korea, so Kaminski, waren die japanischen Autoren weniger daran interessiert, den Stoff in den Dienst eines großen gesellschaftlichen Umbruchs zu stellen, sondern erkannten in ihm die Möglichkeit, psychologische Konflikte des modernen Menschen zu reflektieren.

Ohne weiter auf die zahlreichen Lektüren einzugehen, die den Diskurs der Goethe-Forschung erweitern dürften und die Belastbarkeit komparatistischer Perspektiven eindrucksvoll belegen, soll hier noch einmal auf die (im weitest möglichen Sinn) übersetzungshistorische und -theoretische Relevanz der Studie Bezug genommen werden. Der Diskurs über – literarische und kulturelle – Übersetzung ist immer schon auf das Metaphorische angewiesen, weil uns die Komplexität der Prozesse, die er zu beschreiben versucht, notwendig an die Grenzen

sprachlicher Vermittlung führt; Kaminskis terminologischer Vorschlag erweist sich gerade insofern als besonders tragfähig, als er die Prozesse der Eliminierung unvereinbarer oder unerwünschter Bedeutungsschichten und Plotelemente, ihre Ersetzungen oder Akzentuierungen zu fassen vermag. Dass daraus kein Vorschlag für eine Typologie dieser Verfahren abgeleitet werden soll, ist angeichts ihrer Mannigfaltigkeit nachvollziehbar; die Metapher des Pfropfens am Ende deshalb als „bloßes Werkzeug“ auszuweisen, das wie eine Wittgenstein’sche Leiter wieder beiseitegelegt werden könnte, nachdem man auf ihr hinaufgestiegen sei, scheint eine fast zu defensive Geste. Eine nicht zu unterschätzende Leistung der Studie besteht zudem darin, wie sie mit ihrem Fokus auf seine Interpretationen, Übersetzungen und Adaptionen die intratextuelle Polyphonie des Ausgangstexts lesbar zu machen vermag. An die Stelle der modischen Kritik am Kanon tritt hier der Versuch, die Bewegungen nachzuzeichnen, im Zuge derer sich ein Text von seinen kulturellen Fixierungen und ideologischen Zurichtungen immer wieder zu befreien vermag – und vielleicht verdankt er seinen Platz in diesem oder jenem Kanon gerade dieser Fähigkeit.

PAUL KECKEIS
Institut für Germanistik
Fakultät für Kultur- und
Bildungswissenschaften
Universität Klagenfurt
Österreich
paul.keckeis@aau.at
ORCID: 0000-0002-0904-2915